

Mona Yahia

Eine geborgte Sprache

Aus dem Englischen von Kirsten E. Lehmann

In einer Kölner Straßenbahn erlebte ich einmal eine Gruppe junger Mädchen, die sich auf den hinteren Plätzen lümmelte und lautstark auf Türkisch unterhielt. Die Runde wurde von Minute zu Minute lauter, brach in wildes Gelächter aus, und balden zogen die Teenager Schreib- und Lippenstifte aus ihren Taschen und bewarfen einander damit. An diesem Punkt intervenierte eine Dame mittleren Alters, die zwei Reihen von ihnen entfernt saß, und erteilte der wilden Schar eine Lektion – auf Türkisch – über Manieren ihr wildes Benehmen, wie ich annehme. Zwar zeigten sie keineswegs Scham, doch die Mädchen protestierten auch nicht, sammelten ihre Wurfobjekte wieder ein und verhielten sich zunächst leiser. Doch schon bald schwoll der Geräuschpegel der Hinterbankparty von Neuem an, diesmal auf Deutsch; damit entzog sich die fröhliche Schar der türkischen Frau und ihrer Autorität.

Mein Vater war ebenfalls zweisprachig und pflegte sich mit Leichtigkeit zwischen Englisch und Arabisch zu bewegen. In gewisser Weise war er ein linguistisches Phänomen – mit Englisch als seiner ersten Sprache, die jedoch nicht seine Muttersprache war. Das irakische Bildungsministerium hatte ihn in den 1920er Jahren – als eine Art Vorreiter – nach Oxford geschickt, damit er dort die englische Sprache akzentfrei sprechen lernen und als Englischlehrer zurückkehren sollte. Er war damals 14 Jahre alt. Und er erfüllte die in ihn gesetzten Erwartungen. Nach 4 Jahren Internatsleben in Oxford beherrschte er die englische Sprache wie ein Muttersprachler. Als Pilotprojekt aber scheiterte er, denn er vergaß darüber das Arabische (ein Nebeneffekt, mit dem niemand gerechnet hatte). Zwar konnte er es in Nullkommanichts wieder erlernen, sprach jedoch von nun an Arabisch mit einem leichten fremden Akzent – was seine Herkunft infrage stellte.

Zu Hause sprach mein Vater in der Regel Arabisch und wechselte ins Englische hinüber, wann immer er uns den Kopf waschen oder einen Rat erteilen wollte. Er korrespondierte, zählte und erledigte die Buchführung auf Englisch. Er sang mir

Kinderlieder wie „Humpty Dumpty“ und „Georgie Porgie“ vor. Ich habe ihn nie gefragt, in welcher Sprache er dachte; ich vermute, das Englische war die Welt, in die er sich zurückzog, wann immer die Welt, in der er tatsächlich lebte, ihn bestürzte.

In der jüdischen Schule in Bagdad lernten wir gleichzeitig Französisch und Arabisch; Englisch folgte erst einige Jahre später. Im Gymnasium nahmen Englisch und Französisch einen breiten Raum im Curriculum ein – etwa sechzehn Stunden pro Woche. Zusätzlich zum irakischen Staatsexamen legten wir Prüfungen nach dem französischen und dem englischen Schulsystem (O- und A-Levels) ab. Als Folge davon lernten wir Fächer wie Mathematik, Physik und Chemie in drei Sprachen. Was diese Erziehung uns vor allem beibrachte, war dies: Ohne Sprachen würden wir nirgendwo landen – was außerdem implizierte: Unsere Zukunft lag unweigerlich im Ausland.

Ich für meinen Teil blieb in Sachen Mathematik, Physik und Chemie ahnungslos, behielt jedoch die Sprachen.

Ich war sechzehn, als wir aus Bagdad flohen und alles zurückließen – einschließlich des Arabischen, meiner Muttersprache. Unter anderen Umständen hätten mich ihre hoch entwickelte Poesie und ihre komplexe Grammatik durchaus verführen können. Doch ich hatte sie schon Jahre vor unserer Flucht aus meiner Welt wegen einen Wortes verstoßen: اليهود, die Juden. Nach der arabischen Niederlage im Sechstage-Krieg 1967 wurde *Al jahoud* zum Inbegriff des Bösen – dank der wiederwärtigen Beiwörter, die täglich aus den Mündern arabischer Politiker, in der Presse und in anderen Medien darauf niederhagelten. Künstler und Intellektuelle beteiligten sich an diesen Kriegsanstrengungen und impften so nachfolgenden Generationen den Hass ein. Du musstest unweigerlich dich entweder selbst hassen oder mit der arabischen Sprache brechen. Ich wählte das kleinere Übel.

Hebräisch war dank der Ähnlichkeit mit dem Arabischen verhältnismäßig einfach zu lernen; beide sind semitische Sprachen. Es war meine vierte Sprache, und da ich begierig darauf war, Israeli zu werden, schien es gleichsam vorprogrammiert, dass *Ivrit* alle anderen Sprachen überholen und sich an die erste Stelle setzen würde.

Zufällig blieb diese Position offen. Während des Studiums hatte ich keinerlei Schwierigkeiten damit, englische Fachbücher zu lesen und Notizen auf Hebräisch zu machen; allerdings hatte ich das merkwürdige Gefühl, dieselben Sachverhalte zweimal zu lernen – als ob ich sie in zwei verschiedenen Sprachzonen abspeicherte. Mit der Zeit merkte ich, dass meine Erinnerung und ein Großteil meiner kognitiven Fähigkeiten, einschließlich der analytischen und ästhetischen Instrumente, die ich im Laufe der Jahre erwerben sollte, auf vier Sprachzonen verteilt lagerten – mit einem gewissen Maß an Überlappung sowie einigen wenigen Verbindungsrohren.

Obwohl ich mündlich das *Ivrit* ganz gut beherrschte, las ich lieber auf Englisch oder Französisch. Es dauerte einfach zu lange, das hebräische Alphabet zu entziffern – aus Gründen der Faulheit, wie ich annahm; wegen meines Widerstands, so meinten meine in Israel geborenen Freunde. Dass ich mich auch nach Jahren noch stärker im Englischen und Französischen zu Hause fühlte, ärgerte sie. Als Immigranten der zweiten Generation hatten sie die Sprache ihrer Eltern – ob Polnisch, Deutsch, Arabisch, Jiddisch oder Französisch – zugunsten des *Ivrit* abgelehnt. Im Gegensatz zu ihnen war ich eine Immigrantin der ersten Generation, und ich war noch unentschieden, ob ich meine Geschichte bewältigen oder aber dem Vergessen anheimstellen sollte. In der Rückschau würde ich sagen: Indem ich mein Französisch und Englisch pflegte, habe ich intuitiv mein Gefühl für Kontinuität gestärkt. Anders als das Arabische waren beide Sprachen nicht mit schmerzvollen Erfahrungen verbunden, und im Gegensatz zum *Ivrit* waren sie fast von Anfang in meinem Leben. Oder dachte ich in einem unbewussten Winkel meiner selbst, meine kommende Zukunft liege erneut im Ausland – in London, Paris oder New York –, und ohne Fremdsprachen würde ich kaum irgendwohin gelangen?

Angesichts meiner nur begrenzten Sprachkenntnisse in jeder meiner vier Sprachen kam ich nie auf den Gedanken, Schriftstellerin zu werden. Als ich Mitte der 1980er-Jahre nach Deutschland kam – und Deutsch lernte, bedauerlicherweise zum Nachteil meines Französischs –, kam ich mit der Konzeptkunst in Berührung. Mit der Zeit schlich sich die Sprache mehr und mehr in meine Arbeiten ein, bis Worte die Bilder ersetzten. Eine künstlerische Blockade leistete der weiteren Entwicklung

Vorschub. Einer Vierundzwanzig-Stunden-Performance folgten Monate der Erschöpfung und Leere, in denen ich keinerlei künstlerischen Gedanken produzieren konnte. Um dennoch weiterzuarbeiten, begann ich mit dem Schreiben – auf Englisch, darüber gab es überhaupt keine Frage. Folgte ich damit den Fußstapfen meines Vaters? Und lebte seine Nostalgie aus? Waren es die Kinderlieder wie „Georgie Porgie“, die Englisch so vertraut und zugänglich erscheinen ließen – gleichsam als eine Art Adoptiv-Muttersprache? Ich traf die Wahl eher intuitiv als begründet. An schlechten Tagen bin ich versucht, meine Entscheidung zu schreiben in Zweifel zu ziehen; nie jedoch habe ich meine Entscheidung für die englische Sprache infrage gestellt – trotz der täglichen Anstrengung, derer es bedarf, um mich von meinem deutschen Umfeld abzuschirmen und meine Gedanken aufs Englische umzustellen.

Wenn ich zuvor einem arabischen Wort Schuld zugeschrieben habe, möchte ich hier ergänzen, dass ich einem anderen meinen Bagdad-Roman verdanke. *Al azrak* lautete der Name einer Figur in einer von Paul Bowles' Kurzgeschichten: Indigo. Ein Wort, das ich seit über zwanzig Jahren nicht mehr gehört hatte; kein Wort mit einer besonderen Bedeutung, doch aus Gründen, die ich nicht erklären kann, war ich überglücklich angesichts der erneuten Begegnung. Ich sprach es wieder und wieder aus, genoss dabei jede einzelne Silbe und wiederholte das Wort ein ums andere Mal aus Angst, es könne mir wieder entchlüpfen. *Al azrak* löste einen Hunger nach weiteren vergessenen Wörtern aus, nach Geräuschen und Gerüchen ... und schließlich danach, Erinnerungen an meine Kindheit und an Bagdad aufzuschreiben.

Bei einem Besuch in Lissabon entdeckte ich in einem Park eine Gedenktafel: eine querformatige ockerfarbene Steinplatte mit kupfernen Lettern darauf. Da ein Großteil der Buchstaben fehlte – offenbar das Resultat eines Akts von Vandalismus –, ließ sich nicht mehr erkennen, ob es sich ursprünglich um einen zusammenhängenden Text oder eine Liste von Namen handelte. Die zerstörte Oberfläche der Steintafel und die Spuren verschwundener Wörter riefen mein Gefühl der Verlorenheit zwischen den Sprachen wach und zugleich den Drang nach Rückeroberung durch den Prozess des Schreibens hervor.

Zu Beginn eines neuen Textes fließen meine Gedanken meist als Mixtur aus zwei oder mehr Sprachen zusammen. Zunächst schlage ich also englische Begriffe nach – um gleichsam linguistische Lücken zu schließen; doch die Übersetzung vereinigt nicht automatisch meine Gedankenströme. Außerdem finde ich nicht immer ein englisches Equivalent – zum Beispiel für den arabischen Begriff *تتو* oder den hebräischen Ausdruck *קָרוּוּ עוֹ*. Auch keine genaue Entsprechung für das deutsche Wort *Begegnung*. Ich möchte ihre Bedeutung nicht durch die Übersetzung verlieren – ein Zeichen dafür, dass ich (was das Arabische, Hebräische und Englische betrifft) noch immer einen Fuß in jeder Tür habe. Wenn dann das Telefon klingelt, gehe ich nicht dran; ich kann es mir nicht leisten, ins Deutsche zu schliddern – nicht in diesem Augenblick. Zum hundert-und-ersten Mal konsultiere ich das englische Wörterbuch, um sicherzustellen, dass ich die richtigen Wörter in korrekter Weise benutze. Ich streiche zwei sogenannte „falsche Freunde“. Der Text nimmt Gestalt an. Ich mache einen Spaziergang und wünsche, ich könnte mit jemandem Englisch sprechen. Aus irgendeinem Grund sind meine englischen Freunde weggezogen oder sind keine Freunde mehr. Zurück zu Hause lese ich laut, was ich geschrieben habe und fühle mich eins mit meiner Stimme. Ich arbeite weiter und spüre an einem gewissen Punkt, dass ich nur noch Englisch denke und dass ich mich nicht mehr fremd in meinem Kopf fühle. Abends kommt meine Partnerin von der Arbeit – und Deutsch rückt in den Vordergrund, während das Englische langsam in den Hintegrund tritt. Morgen früh wird die Jagd von Neuem beginnen ...

Eine adoptierte Sprache käme und bliebe; demgegenüber erweist sich mein Englisch als weniger verlässlich – und somit wohl eher als eine geborgte Sprache.